

**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender  
**Band:** 221 (1942)  
  
**Artikel:** Aus der Geschichte der Handwerke in vergangenen Zeiten  
**Autor:** Lehmann, H.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-375146>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



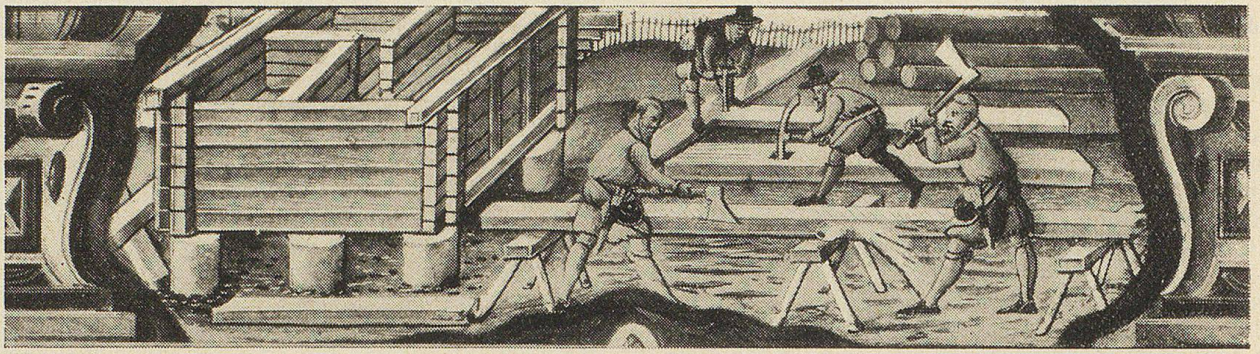


Bild 1. Werkplatz mit Zimmerleuten beim Bau eines Blochhauses im Toggenburg. Oberbild eines Glasgemäldes im Schweiz. Landesmuseum in Zürich.

## Aus der Geschichte der Handwerke in vergangenen Zeiten.

Von Dr. S. Lehmann.

Im Appenzeller Kalender für das Jahr 1935 wurde erzählt, wie in vorgeschichtlichen Zeiten der Tauschhandel entstand und infolge sorgfältigerer Bearbeitung der Rohstoffe durch besonders dazu geeignete Leute, sich die ersten Handwerker entwickelten. Diesmal wollen wir in Kürze etwas von den Handwerken als solchen erzählen.

Bevor die Menschen einen künstlichen Schutz gegen Wind und Wetter herzustellen versuchten, den ihnen die Höhlen boten, hatten sie für die Beschaffung von Nahrung und Kleidung zu sorgen. Dazu verhalfen ihnen Werkzeuge und Waffen. Als sie dann aber angingen, sich künstliche Schutzbauten zu errichten, verwendeten sie dafür Baumstämme und es entstand mit der Zeit aus deren Bearbeitung und Zusammenfügung das Handwerk der Zimmerleute. Mit „Zimbar“ bezeichnete man das Bauholz, mit „Zimbarman“ dessen Bearbeiter, und mit Zimmer schliesslich den daraus hergestellten Raum. Der Zimmermann ist der älteste Bauhandwerker. Er hatte aber nicht nur die Holzbauten auszuführen, sondern auch die Balken mit allerhand Schnitzwerk zu verzieren und die ersten einfachen Möbel herzustellen. Dieses alte Herkommen ihres Berufes blieb bis in die neuesten Zeiten seinen Vertretern in Erinnerung. Sie wiesen darum mit Stolz daraufhin, daß schon Josef, der Vater des Heilandes, ein Zimmermann gewesen sei und darum sein Sohn wahrscheinlich auch. Besonders aber taten sie sich viel darauf zu Gute, daß sie dem Noah die Arche gebaut und dadurch die Menschheit vor dem Untergange in der Sündflut gerettet haben, sowie dem König Salomo den prächtigen Tempel in Jerusalem. Die Zimmerleute fühlten sich immer als etwas Besonderes unter den Handwerkern und bewahrten nicht nur ihre herkömmlichen Handwerksgebräuche, sondern auch ihre besondere Handwerksstracht am längsten. (Bild 1.)

Als Bauhandwerker nahmen die Maurer eine ganz andere Stellung ein als die Zimmerleute. Da den germanischen Völkern die Maurerarbeit fremd war, mußten deren Vertreter auf lange Zeiten aus der Fremde berufen werden. Darum gehen nicht nur der Name, sondern auch die Bezeichnungen für einzelne Räume und Bauglieder des gemauerten Hauses auf

die lateinische Sprache zurück, wie Kammer, Keller, Pfosten, Pfeiler, Pforte, Fenster, Ziegel und von Baumaterial Kalk, Mörtel, Pflaster u. a. Erst im Mittelalter bildete sich ein einheimisches Maurerhandwerk aus. Doch trat es zurück gegenüber dem der Steinmessen. Diese arbeiteten da in größerer Zahl zusammen, wo bedeutendere Bauten, wie Kirchen, Rat- und Gesellschaftshäuser aufgeführt wurden und bildeten auf deren Werkplätzen eigene gewerbliche Korporationen, die sog. Bauhütten, zugleich als Schulen für Gesellen und künftige Meister. Diese wurden zu Mittelpunkt ihrer Handwerksorganisation. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts standen an ihrer Spitze die drei großen Bauhütten zu Straßburg, Wien und Köln zufolge der mächtigen Dome, die dort im Bau begriffen waren. Zum Gebiete der von Straßburg gehörte auch die Eidgenossenschaft als einer der Unterbezirke. In ihr stand die Bauhütte von Bern, zufolge des Münsterhauses, mit ihrem Werkmeister über den andern. Versuche der Tagsatzungen im Jahre 1523, diese internationale Organisation aufzuheben, scheiterten, weil man dadurch die Beschaffung der nötigen Steinmessen für größere Bauten gefährdet hätte. Dagegen ließ die konfessionelle Trennung der Eidgenossen zufolge der Reformation die Bauhütten eine Zeitlang eingehen. Erst 1548 entstand die in Zürich wieder und 1563 wurde sie zum Vorort über die andern in der Schweiz erklärt. Zu Ende des 17. Jahrhunderts wird Zürich sogar anstelle von Köln als eine der drei großen Hütten im Reiche genannt. (Bild 2.)

Seit dem Mittelalter wohnten Meister und Gesellen gemeinsam in einer auf der Baustelle errichteten Hütte. Letztere betrachteten sich jenem gegenüber nicht als Knechte, wie bei den andern Handwerken, sondern als Gehilfen. Der einzelne wurde darum als „Gefello“ bezeichnet, was so viel heißt wie Bohnengenosse, Gefährte, aber auch Freund. Daraus wurde erst später Gefelle auch zur Bezeichnung für die Angestellten der Meister anderer Handwerke, doch blieb daneben das Wort Knecht bestehen. Noch im 15. Jahrhundert hießen bei uns die Vertreter des Meisters Meisterknecht, die ausgelernten Arbeiter Knechte und die Lehrlinge Lehrlinge.





Bild 2. Werkplatz mit Bauhütte und den beiden Bauherren. Glasgemälde im Schützenhause von Basel.

Später beschränkte man das Wort Knecht auf die Soldaten als Soldknechte und daneben auf die Gehilfen in der Landwirtschaft, wo sich der alte Ausdruck bis heute erhielt. An die freundschaftlichen Beziehungen des Vorgesetzten zu den Untergebenen und dieser unter sich, die in dem Worte Gefelle zum Ausdruck kam, erinnern noch Weggefelle, Jagd-, Tisch-, Trink-, Schlafgefelle u. a., die erst in neuester Zeit durch das Wort Kamerad ersetzt wurden.

Mit dem Aufkommen der Steinbauten in den Städten, zunächst für Kirchen und öffentliche Gebäude, muß-

ten die Zimmerleute ihren alten Vorrang als Bauhandwerker immer mehr den Maurern und Steinmessen abtreten, trotzdem der Holz- und namentlich der Kiegebau für die Wohnhäuser noch lange vorherrschend blieb. Die Vertreter dieser beiden Handwerke waren besonders stolz darauf, daß ihre Vorfahren den Turm zu Babylon errichtet hatten und ließen darum gerne dieses Wunderwerk auf ihren Zunftzeichen darstellen. (Bild 3.)

Da an die Vertreter des Steinmessenhandwerkes viel größere Anforderungen gestellt wurden als an die Maurer, sich darum bei lebhafter Bautätigkeit in den







heit einbe-  
ten sich  
weil lie-  
ge-  
em Be-  
en.  
nt.  
nd.  
in-  
so-  
ch.  
in-  
ten  
eit  
oo.  
er  
ei-  
er  
ti-  
ür  
äu-  
aß  
dt  
en  
de  
ich  
n.  
el-  
en  
m.  
n.  
or  
en  
n-  
en  
ft-  
d-  
el-  
d-  
ie  
en  
so  
ic.  
nd  
en  
r-  
b-  
de  
ge  
pr  
t-  
ie  
n  
s  
el

älter. Da man auf dem Lande neben den Feldgeräten auch Zuhwerke verschiedener Art brauchte, ließen sich Wagner in den Dörfern nieder. In den Städten besorgten sie den Bau von Last- und Reisewagen, soweit dies mit „Beil und Ziehmesser“ möglich war. Denn die Anfertigung von Radnaben, Walzen und „Anwagen“ stand ausschließlich den Drechslern zu. Erst seit dem Jahre 1787 durften in Zürich die Wagner diese Bestandteile ausführen, wofür ihnen der Gebrauch eines Drehbänks zugestanden wurde, doch unter Kontrolle der Drechsler. Diese führten ihr Handwerk auf Talos zurück, den Schweftersohn des Daedalus, der als Vater aller Künste galt. Talos soll die Säge, die Töpfer-scheibe und das Drehschleifen erfunden haben. Auch rühmten sie sich damit, daß einst gekrönte Häupter und große Fürsten ihre Ruhestunden an der Drehbank verbrachten und sogar Gott Vater in der Erbkugel ein Meisterwerk der Drechslerarbeit geliefert habe. An manchen Orten mußten sie kein Meisterstück ablegen wie andere Handwerker, sonst aber eine kunstreiche Würf-büchse, ein Spinnrad und Schachspiel. Sie waren stolz auf ihren Beruf, denn sie machten nicht nur Arbeiten aus Holz, sondern selbst aus Elfenbein und Horn und prahlten, daß sie jeden Angehörigen ihres Handwerkes für einen Esel ansehen würden, der sich nicht getraute, selbst aus einem Eselskinnbacken, womit Simson die Philister erschlagen habe, noch ein schönes Kunstwerk herauszudrehen.

Tatsächlich ist das Drechslerhandwerk selbst bei den germanischen Stämmen sehr alt. In den alamannischen Gräbern bei Oberflacht in Württemberg fand man gedrehte Holzschüsseln, Schalen und andere Gefäße, sogar mit gedrehten Stäben verzierte Möbelstücke. In den Erlassen Karls des Großen für die Handwerker auf seinen Gutshöfen stehen sie in erster Reihe mit den Metall- und Lederarbeiten. Bei der Organisation der Zürcher Zünfte im Jahre 1336 wurden sie der Zimmer-leutenzunft zugeteilt. Mit der Zeit aber verengerte sich ihr Arbeitsfeld und damit ihr Auskommen. Als zu Ende des 16. Jahrhunderts mailändische Krämer angingen, gedrehte Schüsseln und andere Geschirre in Zürich feil zu bieten, klagten sie beim Rat, der daraufhin beschloß, daß die Fremden ihre Waren nur noch an den beiden Jahrmärkten verkaufen und damit nicht hausieren dürfen. Eine andere Konkurrenz erwuchs ihnen durch die „Dre-her und Stümpler“ auf dem Lande, denen der Rat darum den Verkauf ihrer Arbeiten in der Stadt nur unter ähnlichen Einschränkungen, wie für die Fremden, erlaubte.

Von den Zimmerleuten trennten sich im Verlaufe des 15. Jahrhunderts die Tischmacher als besonderes Handwerk für die Herstellung der Möbel ab. Sie er-scheinen in den Zürcher Akten zuerst 1482 und gaben sich 1605 eine eigene Handwerksordnung. Seit 1713 werden an ihrer Stelle die Schreiner genannt. Sie hatten ihren Namen nicht mehr von der Herstellung der Tische, sondern von der der Schreine, d. h. von Kisten und Kästen aller Art. Dazu gehörten auch die immer häufiger und kunstvoller ausgearbeiteten Truhen und Schränke, besonders aber seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die prächtigen Vertäfelungen der Stu-

ben. Dadurch kam dieses Handwerk zu hohem Ansehen. Einem Meister waren bis vier Gesellen gestattet. Brauchte er vorübergehend mehr, so war die Einstellung weiterer an sehr komplizierte zünftische Vorschriften ge-bunden. Unter den Gesellen gab es verschiedene Aemter als Orten-, Laden- und Hobelgeselle. Die beiden letz-teren konnte nur bekleiden, wer in drei Hauptstädten Deutschlands oder der Schweiz auf der Wanderschaft gearbeitet hatte. Als solche in unserem Lande werden genannt: Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gal-len, Luzern, Solothurn und Freiburg. Dabei sollte die Konfession des Gesellen nicht in Frage kommen. Stolz waren die Schreiner darauf, daß sie dem Menschen als Wiege die erste und als Sarg die letzte Ruhestätte be-reiteten. Zufolge der kunstvollen Einlagen mit verschieden gefärbten Hölzern, den Intarsien, konnte das mannig-faltigste Zierwerk hergestellt werden, nicht nur als Pflanzen- und sog. Schweifornamente, sondern als Darstellungen von Gebäuden und menschlichen Figuren, wenn auch zufolge der Technik etwas primitiv und steif. Bornehme Leute und besonders Fürstlichkeiten ließen ihre Prunkschreine als handwerkliche Kunstmöbel in Aufbau und Schmuck herstellen mit Verwendung von edlen Metallen, kostbaren Steinen, Kristallglas, Perlmutter, Schildpat und ähnlichen Kostbarkeiten. Deren Ver-fertiger nannten sich Kunsttischler oder Kunst-schreiner. Gerügt wurde, daß gewissenlose Meister jeweilen grünes Holz verwenden, das die Schwindsucht bekomme, daß sie die Arbeiten auf bestimmte Termine versprechen, diese aber nicht innehalten und ihre Lügen zahlreicher seien als ihr Holzvorrat. Manche sitzen auch lieber hinter dem Wirtstisch, als daß sie an der Werk-bank stehen und wieder andere freuen sich, wenn sie den Auftrag zur Herstellung einer Kanzel bekommen, dem Prediger aber bleiben sie ferne, weil sie fürchten, die Wahrheit zu hören, so etwa, daß sie mehr Wasser zum Leimannmachen brauchen, als sie solches trinken. Die Schreiner aber ließen sich deswegen in ihrem Handwerks-stolz nicht herabdrücken. Denn ihr Anherr Bezaleel hatte einst Mose die prächtige Bundeslade aus Akazien-holz zur Aufbewahrung der Gesetzes tafeln hergestellt (2. Mose, 37), dessen sich die Zürcher Tischmacher oder Schreiner noch an ihrer Zunftscheibe (Bild 4) rühmen:

„Bezaleel der fromme Gottesmann  
der tischmacher handwerk thet fangen an.  
in der wüste macht er fürwar  
die Bundesladen sampt dem Altar  
von formholzbretter und auch stangen,  
do hats tischmacher handtwerk angfangen.“

Wo Weinbau betrieben wurde, gab es Fassbinder, in Zürich schon 1336. Seit dem Anfange des 16. Jahr-hunderts wurden sie Küfer genannt. Im Jahre 1428 kaufte dieses Handwerk in Zürich ein eigenes Gesell-schaftshaus, von dem es 1459 einen Teil an die Zim-merleute und Maurer weitergab. Es hieß „Zum roten Adler“ und blieb bis auf den heutigen Tag das Gesell-schaftshaus der in der Zimmerleuten-Zunft vereinigten Handwerker. 1542 wurde ein Fassbindermeister angeklagt wegen Abfangens von Kunden beim Weinkauf, da er den fremden und einheimischen Kaufleuten auf der Straße, in Wirtshäusern und auf der Schiffslände nachlaufe, sich





Bild 3. Der Turmbau zu Babylon. Zunftscheibe der Bau- und Zimmerleute in Zürich. Um 1620. Schweiz. Landesmuseum in Zürich.

von ihnen Geld geben lasse und ihre Geschäfte zu seinem Vorteil besorge, aber zum Schaden der andern Berufs- genossen. Das verbot ihm der Rat, erlaubte aber Frem- den und Einheimischen, sich bei ihren Weineinkäufen nach ihrem Belieben beraten zu lassen. 1599 wurde den Fassbindern als besondere Vergünstigung erlaubt, wäh- rend zwei Monaten vor Beginn des Herbstes die Zahl der Gesellen von 5 auf 7-8 zu erhöhen, damit alle Be- stellungen der Bürger für ihren spätern Bedarf an Fässern rechtzeitig erledigt werden konnten. Als 1615 ein Fridli Locher aus Ems in Graubünden anfang mit Trommeln sowie ganzen und halben Viertelmaßen zu hausieren, wurde ihm das auf Klage eines Küfers unter- sagt, denn Meister vom Lande dürften ihre Waren nur auf den Jahrmärkten absetzen. Als dann zu Beginn des 17. Jahrhunderts neben dem Küferhandwerk ein beson- deres der Kübler entstand, mußte dafür gesorgt werden, daß nicht beide die gleichen Waren herstellten. Den letzteren gestattete man darum nur die Anfertigung von allerhand Kübeln, die von Secht- und Fleischstän- dinen aber verblieb den Küfern. Im Jahre 1615 gab es

in Zürich 24 Küfer und 7 Kübler, die nicht immer ein einträchtiges Leben nebeneinander führten. Schon vor 1342 wird ein besonderes Handwerk der *Wannenmacher* genannt. Es war zu Ende des 17. Jahrhunderts nur noch noch durch einen Meister vertreten, der Siebe, Viertelmaße, Trommeln und Wannen herstellen durfte, aber „ein- verleibter Bürger der Zimmerleuten- zunft“ sein mußte. Die Herstellung von Sieben erscheint 1341 als be- sonderer Beruf. Verboten war beiden Berufen die Anfertigung der eisernen Beschläge zu ihren Erzeugnissen, was zu wiederholten Streitigkeiten mit den Schlossern führte, welche diese Arbeiten für sich beanspruchten. Darin stützte sie der Rat, verbot ihnen dafür aber, die von den genannten Handwerkern her- gestellten Geräte auf dem Lande ma- chen zu lassen, sie zu beschlagen und als fertige Ware in der Stadt zu ver- kaufen. Die *Zeinenmacher* oder *Korbflechter* waren ein freies Gewerbe, das keinem Zunftzwange unterstand, weil seine Angehörigen meist dem wandernden Volke ange- hörten, das sich selten in den Städten bleibend niederließ.

Seit dem Aufkommen der Bau- handwerke gehörte zu ihnen auch das der *Hafner* und *Töpfer*. Die Herstellung von Gefäßen aus Ton ist uralte und läßt sich bei allen Kultur- völkern vor ihre historischen Zeiten zurück verfolgen. Die frühesten wurden von Hand geformt und am offenen Feuer gebacken, später in Brenn- gruben gebrannt und schließlich in Brennöfen. In den letztern wurden die Wandungen viel härter und darum haltbarer. Von jeher versuchte man, die Erzeugnisse, ihren Zwecken dienend, zu formen und durch Einkerbungen mit dem Fingernagel oder mit Holzstäbchen zu verzieren. Schon im Zeitalter der Bronze gelangte die Technik in der Herstellung und Verzierung der Gefäße auf eine hohe Stufe und einzelne gallo-keltische Volksstämme, wie die *Kauriker* bei Basel, verstanden es sogar, sie kunst- und geschmackvoll zu bemalen. Die nachhaltigste Förderung aber brachte der Töpferei die Drehscheibe, deren Erfindung man früher den Römern zuschrieb, die aber viel älter ist und wahrscheinlich in Kleinasien oder Egypten gemacht wurde. Von den germanischen Völkern lernten sie die in allen römischen Grenzlanden am frü- hesten kennen. Dazu gehörten wahrscheinlich auch die *Alamannen*, doch kommt das Wort dafür erst in der mittelhochdeutschen Sprache vor. Jedenfalls stand ihre Töpferei, als sie in unsere Gegenden einwanderten, der römischen und sogar derjenigen der angesehnen helve- tischen Bevölkerung weit nach. Das zeigen die Boden-



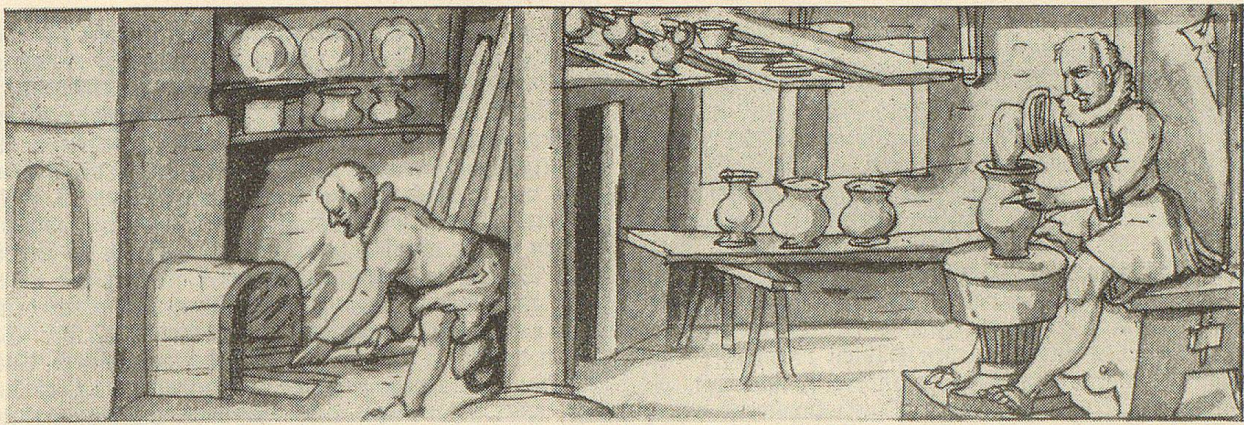


Bild 5. Ein Hafner vor dem Brennofen und an der Drehscheibe. Um 1630.  
Schweizerisches Landesmuseum in Zürich.

funde. Sie scheint auch noch auf lange Zeiten zurückgeblieben zu sein, wahrscheinlich, weil sie als Hausgewerbe betrieben wurde. Immerhin muß es im Mittelalter einige Dörfer gegeben haben, die sich in dieser Technik auszeichneten, wie Langnau im Emmental, wo es einzelnen Familien gestattet war, ihre Abgaben an die Grundherrschaft in tönernen Geschirren zu entrichten. Dort blüht dieses Gewerbe, wie auch in einigen Dörfern benachbarter Gegenden, bis auf den heutigen Tag.

In der althochdeutschen Sprache fehlen die Wörter sowohl für das Material wie für seine Bearbeitung und die Bearbeiter. Die älteste Bezeichnung für die Gefäße ist *Hafen*, die aber nur so viel als Behälter bedeutet, ohne Rücksicht auf Material und Form. Jünger sind die Wörter *Topf*, *Krug* und *Napf*, die sich schon auf besondere Formen beziehen. Im Schweizerdeutschen blieb das Wort „*Chacheli*“ für eine Art Napf ohne Deckel als Trinkgeschirr erhalten, das von dem althochdeutschen „*Chachala*“ stammt, womit man ein tönernes Gefäß im allgemeinen bezeichnete. Noch heute sprechen wir vom „*Chachelimarkt*“ für den Geschirrmarkt. Das Wort gab aber auch den Namen für die Ofentacheln, worüber ich im Appenzeller Kalender für 1927 ausführlich berichtete.

In der Folge entstanden als Bezeichnungen für die Vertreter dieses Handwerkes neben *Hafner* auch *Töpfer* und *Rachler*. Einen großen Fortschritt in der Hafnerei brachte die Erfindung der Glasur. Sie kam nach unsern Gegenden wahrscheinlich aus dem Elsaß, wo nach den „Großen Kolmarer Jahrbüchern“ im Jahre 1283 in Schlettstadt ein Hafner starb, „der zuerst die tönernen Geschirre mit Glas umkleidete“. Mit der Zeit entstand aus dem Haus ein Handels- und Hausiergewerbe und schließlich ein Handwerk, das in Städten ähnlich den andern organisiert wurde. In Zürich begegnet man ihm erstmals 1422, wo es den Bauhandwerken und damit der Zimmerleutenzunft zugeteilt wurde. Im allgemeinen hielten sich die Hafner lieber auf dem Lande als in der Stadt auf, namentlich wo sich Ton und Lehm, d. h. magerer Ton, gut und reichlich vorfanden. Darum spielte bei diesem Handwerk der Hausierhandel eine große Rolle und während Jahrhunderten fuhrten die mit Blähen bedeckten Geschirrwagen durch die Lände

nach den Märkten in den Städten und Dörfern. Dort wies man den Geschirrleuten bestimmte Plätze zur Ausbreitung ihrer Waren an, schloß dabei aber die Verkäufer, die nicht Landsäßen waren, von der Benützung der Verkaufsstände aus. Es wurde sogar gesetzlich bestimmt, wie viele Stücke sie auf dem Gebiete der Stadt jährlich absetzen dürfen. So erlaubte man z. B. den Hafnern von Rapperswil auf der Landschaft Zürich den Absatz von jährlich 300 Stück, den andern fremden Hafnern zusammen nur 450 Stück. Auf den Wochen- und den Jahrmärkten war der Verkauf strenge geregelt und genau bestimmt, wo glasierte, wo halb- und unglasierte Ware feilgeboten werden durfte. Der Verkauf der letztern war sogar auswärtigen Hafnern auf den Jahrmärkten untersagt, weil die ansässigen Meister den Bedarf der Bürger auf den Wochenmärkten deckten. Frei von jeder Einschränkung war nur der Verkauf von auswärtigem, feuer sicherem Kochgeschirr, doch blieb er in der Stadt den Meistern mit mehr als vier Gesellen auf den Wochenmärkten untersagt. Boten an diesen in Zürich mehr als sechs Meister ihre Waren aus, so mußte der verfügbare Platz in gleiche Teile geteilt und diese wöchentlich gewechselt werden. Dabei war verboten, die Marktbefucher durch Zurufe anzulocken. (Bild 5.)

Die Anforderungen an das Meisterstück waren verschieden und folgten altem Herkommen.

Trotzdem im allgemeinen die Hafner zu den Gewerben mit bescheidenem Lebenshalt gehörten, hatten auch sie ihren Handwerksstolz. Sie beanspruchten sogar Gott Vater als ersten Vertreter ihres Handwerks, da er aus einem „Erdenkloß“ den Adam geformt habe und darum der Mensch, aus Erde gemacht, wieder zu Erde werde.

Dem Hafnerhandwerk verwandt war das der Ziegelbrenner oder Ziegler. Es kam mit der harten Bedachung als Folge des Steinbaues in den Städten auf und ist in Zürich nachweisbar seit 1364, wurde aber dort zweifellos schon früher ausgeübt, da Dachdecker schon 1318 genannt werden. Gewöhnlich besaß eine Stadt nur eine Ziegelhütte, die der Feuergefähr wegen vor ihren Ringmauern lag. Sie war ihr Eigentum und wurde an den Ziegler verpachtet, den man zuweilen von weit her kommen ließ. Die Pachtzeit



dauerte gewöhnlich 3 Jahre mit der Verpflichtung, die Ziegelhütte in Ehren zu halten und sie wieder so abzugeben, wie man sie angetreten habe. Dabei wurde dem Ziegler der Preis für tausend Ziegel und hundert Backsteine, aber ohne den Fuhrlohn nach dem Gebrauchs-orte, festgesetzt. Daneben verkaufte er auch Kalk. Von der Stadt bezog er in Zürich ein Jahreseinkommen in Naturalgaben und 1500 Spalten Brennholz zum laufenden Preise. Als man 1434 dem Peter Hön von Nottwil im Schwarzwald die Hütte verpachtete, schenkte ihm der Rat das Bürgerrecht und bezahlte ihm den Eintritt in eine Zunft, die sich die Ziegler als Vertreter eines freien Gewerbes nach Belieben wählen konnten, ebenso wie die Dachdecker und einige andere Handwerke, die nur wenige Personen ausübten. Ausnahmsweise wurde der Ziegler sogar von Steuern und Wachtdienst befreit und mußte nicht „reisen“, d. h. in den Krieg ziehen, wenn nicht die gesamte waffenfähige Bürgerschaft unter dem Stadtbanner auszog.

Eine ebenso große Bedeutung wie den in der Zimmerleutenzunft vereinigten Handwerkern kam den Bearbeitern der Metalle zu, die alle auf der Schmiedenzunft saßen und zu denen auch die Scherer und Bader, später sogar die Ärzte gehörten, weil das Ausbrennen der Wunden ursprünglich von den Schmieden besorgt wurde.

Alter als das Schmieden der Metalle ist das Gießen, das schon in der Bronzezeit auf eine hohe Stufe der Technik gebracht wurde, wobei aber auch Bronzebarren zu Platten und Blechen gehämmert und letztere mit allerlei gekriebenen Bildwerk und Ornamenten verziert wurden.

Lehrmeister der Germanen in der Verarbeitung des Eisens waren die Kelten, die in Noricum (zwischen Donau und Inn) und Rätien den Eisenbergbau betrieben. Die ältesten Haupterzeugnisse daraus waren neben Schmuck, dessen Herstellung aber bald wieder aufgegeben wurde, Waffen, Werkzeuge und Feldgeräte. Nach der Sage waren die Götter selbst die ersten Waffenschmiede und neben ihnen die Zwerge, aber auch Helden, wie der Königssohn Siegfried. So lange der Eisenabbau beschränkt blieb, konnte er sich nur in diesen Gegenden örtlich entwickeln. Je mehr man aber die Vorzüge dieses Metalles kennen lernte, desto zahlreicher und mannigfaltiger wurden, außer den Waffen, die daraus hergestellten Gegenstände des häuslichen Bedarfs und damit wurde der Waffenschmied zum Zeugschmied. Die große Nachfrage nach diesen Erzeugnissen hatte zur Folge, daß sich das Schmiedehandwerk schon frühe in mehrere Zweige spezialisierte, von denen namentlich in den großen Städten der eine und andere zu einer Vollkommenheit gelangte, die seinen Ruf über weite Lande verbreitete. So entstand aus dem Handwerke der Waffenschmiede das der Schwertfeger, welche die roh geschmiedeten Stäbe, die man im Handel kaufte, zu Schwertklingen verarbeiteten, von deren Schärfe und Härte das Leben ihrer Besitzer im Kampfe abhing und deren gute Eigenschaften die Sängere der Vorzeit sogar im Edele priesen. Der „*swertter*“ oder „*gladiator*“ kommt in Zürich schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts vor; Schwertfeger wird er

erst hundert Jahre später genannt. Um diese Zeit erscheint auch der Messerschmied oder Messerer, der Dolchschmied aber erst seit ungefähr 1500. Die Messer stellte man in verschiedenen Größen zu verschiedenem Gebrauche her. Da hitzige Gefellen sie bei Streitigkeiten, namentlich als Folge des Spielens um Geld, nur zu rasch zückten, wurde zu Ende des 13. Jahrhunderts ein eingehendes, strenges Verbot gegen das Tragen solcher erlassen und in der Folge noch oft wiederholt. Wieder besondere Handwerker stellten die Eisenhüte, Helmknappen oder Beckenhauben her, nach denen sie *Beckenhuber* genannt wurden. Im Jahre 1384 treffen wir einen solchen in Zürich, der von seinem Vater das Handwerkszeug gemietet hatte, worunter zwei Ambosse, zwei Blasbälge, acht Hämmer, 18 Zangen und anderes kleines Geschirr, das man in einer Schmiede brauchte. Wieder eine besondere Art von Schmieden waren die *Sarmürker* oder *Panzerhemdenmacher*. Sie stellten aus Eisendraht kleine Ringlein her und netzten sie ineinander zu eisernen Hemden mit Kapuzen, Ärmeln und Handschuhen und sogar zu Hosen. Aber schon seit dem 14. Jahrhundert fing man an, eiserne Bandstreifen aneinander zu schmieden, namentlich zum Schutze von Brust und Rücken. Im 15. Jahrhundert ersetzte man sie für beide Körperteile durch je ein Stück und hüllte schließlich den ganzen Körper in Eisenbleche ein, die nur den Gelenken die notwendige Freiheit zur Bewegung ließen. Ebenso verwandelte man auch die Beckenhauben in Helme mit Visieren zum Öffnen und Schließen in den verschiedensten Formen und oft prächtig verziert, wie auch andere Stücke. Daraus entstand das kunstreiche Handwerk der *Blattner* oder *Harnischer*, denen die Goldschmiede zur Verschönerung der kostbaren Rüstungen für Fürsten und Heerführer mit Arbeiten in ähnlichen Techniken beistanden, wie für die eigenen Erzeugnisse. Da es aber in der Eidgenossenschaft wenig so vornehme Besteller gab, gelangte dieses Handwerk bei uns nur in einigen Städten zu bescheidener Blüte. Dafür kam das der Panzermacher rasch in Abgang, so daß in Zürich im Jahre 1548 nur noch ein Mann mit seiner Frau darauf arbeitete, die es nicht einmal ordentlich gelernt hatten. Deshalb stellte der Rat einen jungen Meister an und untersagte dem früheren die Ausübung solcher Arbeiten, es sei denn zu Flick- und Reinigungszwecken. Als neues Handwerk entstand das der *Büchsen- oder Büchsenmacher*, das sich 1692 eine ausführliche Ordnung gab, während die *Bogner* und die *Armbrustmacher* freie Gewerbe blieben, wobei später die Schmiede dem letztern die stählernen Bogen zu liefern hatten. Von geringerer Bedeutung war das Handwerk der *Sporer*, obschon in früherer Zeit nicht nur Kriegsleute solche brauchten, sondern auch die zu Pferde reisenden Bürger und Fuhrleute und demzufolge der Bedarf sehr bedeutend war. *Hufschmiede* gab es zu Stadt und Land, denn sie waren an beiden Orten gleich unentbehrlich.

Die alten Handwerksbüchlein nennen als Vater aller Erz- und Eisenschmiede nach der Bibel (1. Mose. 4. 22) den Tubal-Kain aus Kains Geschlecht und wissen zu berichten, daß das Beschlagen der Pferde zuerst in Thessalien aufgefunden sei. Das Handwerk der Huf-



schmiede preisen sie als eines der notwendigsten, da weder Bürger, Edelmann, noch Bauer dessen Dienste entbehren können. Wenn dessen Vertreter schwarz und ruffig seien, gereiche ihnen das nicht zur Unehre, sondern sei viel mehr ein Zeichen ihres großen Fleißes und unter einem schwarzen Heind könne gar wohl ein weißes Gewissen verborgen sein. Doch gebe es unter ihnen auch solche, „die der Höflichkeit keinen Zahn ausbeissen“. Den guten Meistern und Gesellen gebührte alles Lob, die schlechten aber, die ihr Handwerk verstehen „wie der Ochse das Schwebelpfeiffen“, könne man unter das alte Eisen werfen.

Der Raum gestattet uns nicht, auf alle Handwerke einzutreten, die sich im Verlaufe der Jahre innerhalb der Schmiedezunft aussonderten, wie die Degen-, Draht-, Nagel-, Zirkel-, Schmiede u. a., sondern wir müssen uns auf die wichtigsten beschränken. Alle zusammen, oder wenigstens die hauptsächlichsten neben einander, treffen wir nur in den größten Städten, in den kleinern ließen sich nur die nieder, die dort ihr Auskommen fanden.

Als bedeutendstes Spezialhandwerk neben den Schmieden organisierten sich im 15. Jahrhundert die Schlosser, die ursprünglich nur Schlossmacher waren, als besonderes Handwerk, indem sie die Herstellung der feineren Schmiedearbeiten, wie sie im Gefolge der vermehrten Wohnansprüche im genannten Zeitalter immer mannigfaltiger wurden, an sich zogen. Im Jahre 1467 machten sie zu Zürich einen gemeinsamen Vertrag mit den Sporrern und Windenmachern über die Stellung der Meister zu den Gesellen und über den Umfang der in ihr Gebiet einschlagenden Arbeiten. Darin wurde den Schlossergesellen bei hoher Strafe verboten, nach Wachsabdrücken Schlüssel oder Dietriche („Haggenschlüssel“) zu machen und ebenso für ein Schloß mehr als einen Schlüssel, der darin stecken mußte. Einen mächtigen Aufschwung brachte diesem Handwerk die Herstellung von kunstvoll geschmiedeten Gittern und Leuchtern aller Art für Kirchen, aber auch für Gartenportale und Umzäunungen, sowie für Balkone und Fenster an vornehmen Häusern und Palästen zu Stadt und Land, die im 18. Jahrhundert ihre höchste technische Vollendung und ihren reichsten, dekorativen Schmuck erhielten. Daneben fertigten sie auch schön gravierte Türschlösser und Schlüssel und sehr sinnreich zusammenkomponierte Riegelschlösser für eiserne Geldkisten an, ebenso feine, mit Ornamenten und Bildwerk geätzte oder mit farben bemalte Kassettchen und eine Menae anderer Haushaltungsgegenstände, die ihr Handwerk mit an die Spitze der angesehensten stellten, so daß man mit Recht von einer Kunstschlosserei sprach. Selbst die Turmuhren entstanden lange in ihrer kunstfertigen Hand, bis sich deren Herstellung, mit der von Wanduhren vereinigt, zu einem besonderen Berufe der Uhrenmacher entwickelte, welcher in der Ausführung von Taschenuhren mit kostbaren Gehäusen aus Edelmetallen sich mit dem der Goldschmiede verband und seit dem 18. Jahrhundert

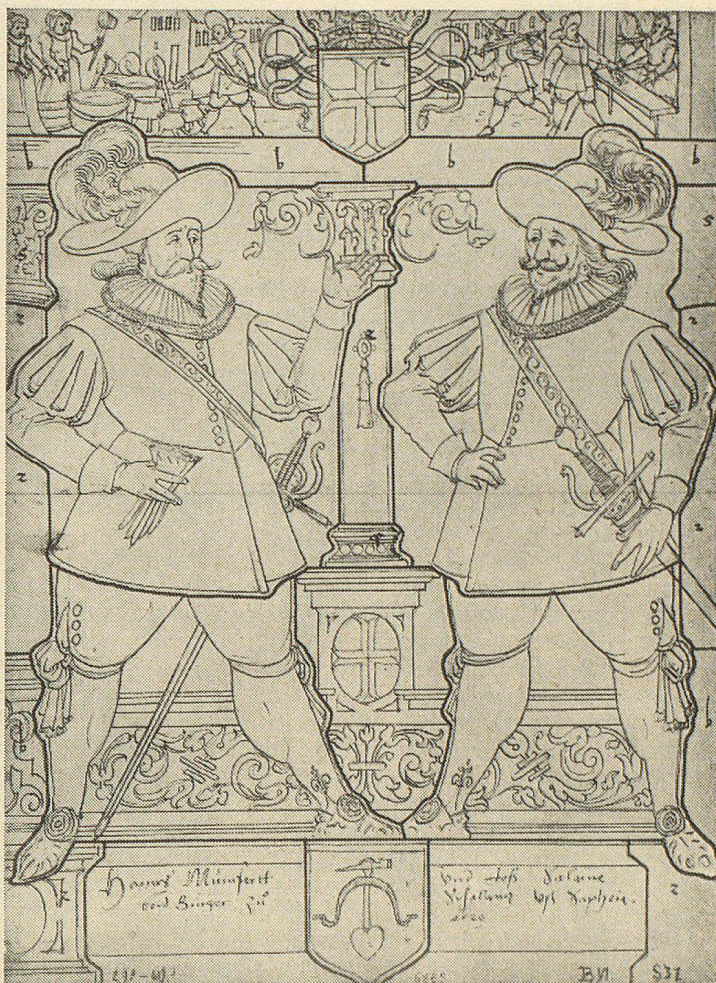


Bild 6. Zwei sächsische Schlüsselhändler. Darüber Verkauf der Waren auf dem Markte und im Laden. Historisches Museum in Bern.

wahre Wunderwerke schuf. Über Zeit und Land der Erfindung von Schlössern und Schlüsseln waren die Verfasser der Handwerksbüchlein verschiedener Ansicht, einig aber darin, es gereiche den Schlossern zu großer Ehre, daß auch St. Petrus Schlüssel trage, mit denen er den Himmel öffne und schließe, wie solche ihre geschicktesten Meister nicht herstellen können, sondern sich den Einlaß verschaffen müssen wie andere Menschen durch Frömmigkeit und gute Werke.

Schon im Jahre 1260 wird in Zürich auch ein Kupferschmied aufgeführt. Die Vertreter dieses Handwerkes waren schon zufolge der Verarbeitung der teuren Kupferbleche geachtet, welche sogar den Goldschmieden bei Herstellung billiger kirchlicher Kultusgeräte die Edelmetalle ersetzen mußten. Ihre Haupterzeugnisse waren Pfannen, Kessel, Zuber und Gefäße aller Art für den Hausbedarf und für einzelne Gewerbe, die solcher bedurften, aber auch Turmknöpfe und Bedachungen sowie „Dachfännel“ mit kunstvollen Wasserspeiern. In größeren Städten gab es sogar besondere Pfannen- und Kesselschmiede. Sie hatten



sehr zweifelhafte Handwerksgegnossen in den namentlich aus Savoyen einwandernden Pfannenflckern und Kesslern, die ihnen zwar an Handwerksstchtigkeit nachstanden, aber vor allem das Landvolf mit ihren Waren versorgten und nebenbei die schadhaft gewordenen Geschirre aufkauften und als Altmetall an die stdtischen Meister verhandelten. Das verbot 1552 der Rat von Zrich, doch wurde letztern 1581 auf ihr Besuch hin erlaubt, von den durchreisenden Kesslern Altmetall zu kaufen, wenn sie sich schriftlich ber ihre Herkunft und Ehrbarkeit ausweisen konnten. Im Jahre 1336 begegnen wir in Zrich auch schon den Spenglern oder Blechschmieden. Ihr Handwerk war dem der Kupferschmiede verwandt und zum Teil auch ein Hausiergewerbe. Beide wurden darum von den Behrden hnlich behandelt. (Bild 6.)

Neben den Metallbearbeitern gehrten der Schmiedezunft auch die Metallgießer an. Die Glockengießer oder Loggner teilte man in Zrich 1336 als ein schon lange bestehendes Handwerk der Schmiedezunft zu. Da es noch schwach beschftigt war und darum keinen Meister ernhrt htte, war solchen gestattet, auch andere Stcke, namentlich Hfen, zu gießen und in ihren Gaden, d. h. Verkaufslokalen auszubieten, nicht aber mit gekauften Handel zu treiben, weil dies der Krmerzunft zustand. Auch durften die Gießer nur so viel altes Kupfer und Zinn einkaufen, als sie verarbeiten konnten, ebenso wie die Kupferschmiede und Zinngießer, aber es war ihnen nicht gestattet damit zu handeln. Noch 1665 wurde verboten, in den Kirchen und anderswo altes Metall zum Verkaufe auszubieten. Die bekannteste Gießerfamilie in Zrich waren die Zsli, nicht nur fr Glockenguß, sondern auch fr den von Kanonenrohren, Mrsern und Gewehrlufen. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts hatte dieses Handwerk Konrad Zsli bei einem Glockengießer in Feldkirch erlernt und von da an blieb es in der Familie whrend vielen Generationen. Noch berhmter aber wurde in der Mitte des 17. Jahrhunderts ein Brderpaar aus der Familie Keller, das um 1654 in die Dienste des Knigs von Frankreich trat und 1694 das viel bewunderte groe Reiterstandbild Ludwigs XIV. goß. Doch blieb ihm das Glck nicht treu, denn es wurde verleumdet und starb in Ungnade des Knigs. Auch in andern Stdten der Schweiz blhte die Glockengießerei, so schon sehr frhe und bis auf den heutigen Tag in Aarau, daneben in Zrich-Unterstraf, wieder in der Familie Keller, wo sie erst mit dem Tode Jakobs II. im Jahre 1894 einging. Noch strker verbreitet waren die sog. Rotgießer, die fr den Bedarf der Familien an Hfen und andern Kochgeschirren sorgten, wie sie heute noch auf den offenen Herdplatten in den Berglanden verwendet werden. Besonders berhmt waren die sog. Spanischsuppenschteln, die im 16. und 17. Jahrhundert namentlich in Zrich, reich verziert mit Ornamenten und Bildwerk, hergestellt wurden neben ebenso kunstvollen Mrsern, Faßhahnen, Brunnenrohren und dergl. Sehr selten wurden bei uns Grabplatten gegossen und, wenn es geschah, nur in kleinen Formaten. Aber auch dieses Handwerk hatte zu kmpfen, namentlich zufolge der Konkurrenz, die ihm Hndler und Hausierer mit fremder Ware machten. Noch

1723 muße der Rat von Zrich die ansfßigen Meister schtzen, indem er nur den Handel mit kleinen Haushaltswaren gestattete, wie sie berall auf den Jahrmrkten und in den Kaufladen ausboten wurden, wobei es aber oft schwierig war, die Grenzen zwischen dem erlaubten und dem verbotenen Handel mit fremden Erzeugnissen einwandfrei zu ziehen. Zu solchen Streitigkeiten gefellten sich immer wieder die wegen der Ubergiffe einzelner Gewerbe in die anderen. Sie erscheinen uns heute oft kleinlich, wobei wir auch nicht vergessen drfen, da gerade zufolge der Spezialisierung der Handwerkszweige und ihre Reglementierung durch die oft recht engherzigen Vorschriften der Obrigkeit und der Znfte es in fargen Zeiten manchen Handwerksmeistern sehr schwer wurde, ihren Familien einen selbst nur bescheidenen Lebensunterhalt zu verschaffen. Eine Spezialisierung der Handwerksttigkeit, die uns heute als fast unmglich erscheint, wurde auch zwischen den Goldschmieden und den Grtlern durch Ratsbeschlu von 1690 in Zrich eingefhrt. Letztere waren die Arbeiter von Zinn und Kupfer. Ihre daraus hergestellten Waren berhrtten sich namentlich zufolge der Vergoldung oft aufs engste mit den Goldschmiedarbeiten, weshalb die Vertreter dieses Handwerks in ihnen nicht ungefhrlche Konkurrenten sahen und ihnen darum das Vergolden verbieten wollten. Da dies einer starken Beeintrchtigung des Grtlerhandwerks, das zeitweise schon stark genug um seinen Erwerb kmpfen muße, gleichgekommen wre, entschied der Rat in dem oben genannten Erlaß, da frderhin das Verarbeiten von Gold und die Vergoldung von Silber nur noch den Gold- und Silberschmieden zustehen solle, die Vergoldung und Versilberung von Gegenstnden aus Kupfer und Messing dagegen nur den Grtlern. Einen Haupterwerbszweig der letztern bildete die Herstellung von Grtelschnallen, die dem Handwerk den Namen gab, aber auch von solchen fr Kleider und Schuhe, fr das Zaumzeug und die Beschlge der Pferdegeschirre, der Schwert- und Degenscheiden und sogar der Bucheinbnde, womit groer Luxus getrieben wurde. Daneben stellten sie auch allerhand getriebene und gravierte Messingschteln, Becken und Krge her, konnten aber damit schwer aufkommen, da mit den ersteren die Beckenschlager von Nrnberg als besonderes Gewerbe fast alle Lnder Europas versahen, wie mit prchtigen Kannen, namentlich die Stadt Dinant in Belgien, von welcher der Name als Dinanderie auf diese Waren bertragen wurde.

Weitaus am verbreitetsten war das Handwerk der Zinn- oder Kannengießer. Das beste Gef-, Trink- und Tafelgeschirr im Brger- und wohlhabenden Bauernhause lieferte dieses Metall. Wohl war es teuer, dafr aber viel haltbarer als die leicht zerbrechliche Tonware und teilte diese gute Eigenschaft mit den Holzgeschirren. Doch ließen sich diese weniger leicht reinigen und wurden darum besonders in rmeren Haushalten gebraucht. Erst als im 18. Jahrhundert die Verwendung neuer Erdarten zur Herstellung der Fayencen und Porzellane fhrte, verschwanden nach und nach die aus Zinn und Holz.

Das Handwerk der Zinngießer erforderte grndliche Kenntnisse in der richtigen Begierung des Metalles und



im Guß, sowie im Drehen, Polieren und Zusammensetzen der gegossenen Teile. Er stand darum auch in Ansehen, litt aber unter der Konkurrenz der Händler mit Marktware immer mehr, als die eigenen Erzeugnisse einer strengen amtlichen Prüfung (Beschau) mit Bezug auf die Legierung des Zinnes unterstanden. Nur auf einwandfreie Stücke wurde der städtische Stempel eingeschlagen, dem die Zingießer den ihrer Werkstatt beigesetzten. Es geschah dies besonders zum Schutze der Bürger gegen Vergiftungen durch die Eß- und Trinkgeschirre. Denn das Zinn ging leicht gesundheitschädliche Verbindungen ein, weshalb es von den „Chymici“ und „Laboranten“ als *Diabolum metallorum* oder Teufelsmetall bezeichnet wurde. Diese amtliche Beschau mußte jährlich viermal, später noch einmal, durch einen städtischen Beamten vorgenommen werden, wobei auf schlechten Legierungen hohe Bußen standen. Gestattet war für gewöhnliches Zinn die Beimischung von einem Pfund Blei auf vier Pfund Zinn, dem mit einer Krone abgestempelten durfte überhaupt kein Blei beigemischt sein. Wenn die Eßgeschirre sich mit der Zeit abnutzten, wurden sie umgegossen. Dann mußte das neue Gewicht dem früheren genau entsprechen und die Legierung durfte wohl besser, aber nicht schlechter sein als die vorgeschriebene.

Den höchsten Rang unter den Metallarbeitern nahmen die Gold- und Silberschmiede ein. Beide Handwerke waren gewöhnlich vereinigt, gehörten aber nicht zur Schmiedezunft, sondern konnten sich als freies Gewerbe die Zunft nach Gutfinden wählen. In Zürich saßen sie gemeinsam mit den Edelleuten, Gewandschneidern, Tuchhändlern und andern Großkaufleuten auf der Konstafel, d. h. überhaupt nicht auf einer Zunft.

Sie durften kein zusammengeschmolzenes Silber noch kirchliche Kultusgeräte zum Einschmelzen kaufen, sondern hatten die Verkäufer solcher dem Bürgermeister oder dem Räte zu verzeigen. Ebenso war ihnen der Betrieb einer zweiten, geheimen Esse untersagt. Silbervorräte, die sie nicht sofort verarbeiten konnten, hatten sie dem Münzmeister oder einem städtischen Geldwechsler abzugeben, damit keine Spekulation damit entstehe. Auch ihnen war die Legierung des Silbers vorgeschrieben. Berrufene Münzen durften sie nicht einschmelzen, son-

dern mußten sie zerbrechen und dem Verkäufer zurückgeben, der sie, wie alles edle Metall, der Obrigkeit abzuliefern hatte. Auch dieses Handwerk geriet zuweilen in Streitigkeiten mit andern, so mit den Gürtlern und den Degen- und Messerschmieden wegen der silbernen Degengriffe und Messerbeschläge, mit fremden Siegelstechern, die auf den Jahrmärkten Siegel schnitten, und mit auswärtigen Krämern, die außer auf den Jahrmärkten ihre Waren im Hausierhandel abzusetzen suchten. Dabei fanden die Klagen der ansässigen



Bild 7. Der hl. Eligius mit zwei Goldschmieden. 1515. Gemälde von Niklaus Manuel in Bern. Sammlung Dr. Oskar Reinhart in Winterthur.



Meister umso leichter Gehör, wenn sie den Fremden die schlechte Legierung ihrer Waren nachweisen konnten.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts konnten die Zürcher Goldschmiede geltend machen, sie erhalten mit ihrem Handwerk in der Stadt mehrere hundert Personen. In der neueren Zeit litt dieses Handwerk unter dem Juweliergewerbe, das, ohne eigene Werkstätten, den Handel mit Gold und Silberwaren einführt und zufolge deren zum Teil maschineller Herstellung stark auf die Preise der Handarbeit drückte. Auch schadete ihm der Rückgang des Kleiderschmuckes, namentlich zufolge des Verschwindens der Volkstrachten. Als Patron verehrten die Goldschmiede ihren Handwerksgenossen, den hl. Eligius, der infolge seiner Ehrlichkeit und Frömmigkeit im Jahre 588 Bischof von Noyon in Frankreich und später heilig gesprochen wurde. (Bild 7.)

Der bunte Blumenstrauss von Handwerken, über die wir in Kürze berichteten, umfaßt nur die des Bau- gewerbes und die der Metallarbeiter. In kleinen Orten brauchten die in der gleichen Zunft vereinigten nicht gleicher Art zu sein. Innerhalb derselben ordneten alle ihre Angelegenheiten nach ihren besonderen Bedürfnissen, aber im Rahmen der eingelebten, allgemein üblichen Gebräuche. Diese und die Handwerksvorschriften erscheinen uns heute in manchen Beziehungen recht kleinlich und sie

waren es oft auch. Darum entstanden die vielen Streitigkeiten. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß sich in früheren Zeiten das öffentliche und private Leben in viel engeren Grenzen bewegte als heute. Wenn auch gerade die Handwerker zufolge der ihnen vorgeschriebenen Wanderjahre zu den Leuten gehörten, die oft recht weit in der Welt herum gekommen waren, so wanderte doch auch damals schon nicht jeder Handwerksbursche mit offenen Augen und wachem Interesse für das Neue und Besondere und mußte schließlich nicht mehr von der Welt, als heute manche modernen Schnellreisenden. Aber selbst geistig Regsamen verwischten, wenn sie sich zu Hause bleibend ihrem Berufe hingaben, die Sorgen um das tägliche Brot mit der Zeit die gewonnenen Eindrücke und lenkten ihre Schritte in die einförmigen Wege des Alltags mit all seinem Kleinram, dessen Bedeutungslosigkeit sie sich nicht einmal mehr bewußt waren. Nur wenn Gefellen vorsprachen, die aus Gegenden kamen, wo der Meister einst auch gearbeitet hatte, oder gar Grüße von ehemaligen Genossen überbrachten, dann erwachte bei fröhlichem Trunke die Erinnerung an die eigene Wanderzeit und kam zum Ausdruck in Liedern zum Preise des Wanderlebens und des Handwerks, von Leid und Freud, von Liebe und Sehnsucht nach der Heimat, wie sie einst auf den Landstraßen und in den Herbergen erklangen.

—B—G—

## Eine Schützenfeste.

Es war vor dem letzten Weltkrieg. In einer Stadt Nordfrankreichs wurde das französische Bundesschießen abgehalten. Außergewöhnliche Begünstigungen bewirkten jemeilen, daß zahlreiche Schweizer Schützen an diesen Wett-schießen teilnahmen. Unter ihnen figurierte der originelle Glarner Büchsenmacher Böckli, den die Natur mit einem weithin vernehmbaren, gellenden Sprachorgan ausgestattet hatte. Er war auch kein Verächter des Alkohols und schoß hervorragende Resultate erst, wenn er „in Stimmung“ war. Nun verstand er aber kein Wort französisch und war daher vollständig von seinen Kameraden abhängig. Das machte ihn nervös, und er fing bald über alles an zu schimpfen, trotzdem die Schweizer mit aller Liebenswürdigkeit empfangen und behandelt wurden. Das hätten die Franzosen nicht anders getan. In ihrer Festhütte war den Schweizern ein Extratisch mit der Aufschrift „Digneurs suisses“ reserviert, und an diesen Tisch setzte man sich mitsamt dem unzufriedenen Meister-schützen zum Bankett. Sofort begann auch der Strom der offiziellen Festreden zu fließen. Der Brauch verlangte es, daß während derselben, die ausgerechnet an diesem Schweizertag sehr reichlich ausfielen, in der Hütte nichts serviert werden durfte. Daher mußte man auch lange auf das Essen warten. Das paßte unserem hungrigen und durstigen Böckli umso weniger, als die offizielle Rednertribüne mit den vielen Uniformen, den Ministern und Großtieren ordentlich weit vom Schweizertisch entfernt war und er von den Reden ohnehin nichts verstand. Beim Eintritt einer kleinen Pause steht er plötzlich auf, wirft die Hände in die Luft und beginnt mit seiner Stentorstimme also: „Bringit Dihr lieber afangs öppis z'frässe als immer nu z'schnörre; Dihr schnörrit ja alliwil, anstatt daß me tät serviere. I schiis

ech uf die schöne Rede, we me nüt z'frässe überchunt. Das isch ja kei Schütsefest, das isch e Schnörriest...“ In diesem Tone fuhr Böckli eine ganze Weile fort und schloß mit den Worten: „So, Ihr Schnörrihögge, Euch hanis emol gseit!“ Darauf setzte er sich nieder.

Da die Franzosen an den nächsten Tischen von der Rede Böcklis gerade soviel verstanden, wie dieser von den ihrigen, erhob sich tosender Beifall, der einen Journalisten mit Notizblock und Stift an den Schweizertisch lockte, wo er sich bei einem Berner Schützen deren Dank und volle Anerkennung für den liebenswürdigen Empfang und die großartige Durchführung des Festes holte.

Am folgenden Tage war im offiziellen Festbericht zu lesen: „Im Namen der Schweizer Schützen toastierte der Glarner Böckli in seinem heimatlichen Dialekt für Frankreich, verdankte den warmen Empfang und die überaus freundliche Behandlung, wie sie nur Frankreich zu bieten gewohnt sei, rühmte auch die einfach großartige Organisation, den mustergültigen Schießbetrieb und die vorbildliche Bewirtung. Es war nicht zu verwundern, daß die prächtigen, von Herzen kommenden Worte Beifall und helle Begeisterung ausgelöst haben und neuerdings dazu beitragen werden, die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Nachbarvölker noch enger zu knüpfen und die gegenseitigen Sympathien zu festigen.“

Die Notiz machte natürlich auch die Kunde durch die Schweizer Zeitungen. Böckli war der Held des Tages. Wenn man ihn aber späterhin daheim am Stammtisch etwa einmal mit seiner „offiziellen Festrede“ aufzog, schmunzelte er und erwiderte: „Das isch nu de blaß Nilb vo Eu. Dihr sid ganz di gliiche Schnörrihögge wie d'Franzose, aber hä, dene hanis gseit, daß me's in Frankreich und im Schwyzerland verstande hät! Profit einiwäg!“